

Feuilleton

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **2 (1907)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

keine Sentimentalität — nur Profit. „Leute“ gibts ja genug — Fleisch und Blut ist immer noch wohlfeil — denn den armen Näherinnen fehlt es an Kraft und Mut zur Organisation.

Dieser abscheulichen Ausbeutung — denn die Unternehmer verdienen schon Geld daran — könnte und sollte der Staat zu Leibe steigen. Im Staat aber regieren noch die Herren, die sich in ihren Geschäften nicht stören lassen. Nur langsam gewinnt das Proletariat Einfluß, und ebenso langsam schleicht die Sozialpolitik — auch wenn sie auf dem Programm der herrschenden Partei mit den schönsten Worten eingeschrieben ist.

Schöne Gedichte, Reden und Abhandlungen gehen zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinaus.

Darum müssen die Leute alle an das Elend, an das sie nicht denken wollen, erinnert werden. Eine gewaltige Demonstration des Elends hat nun eingesetzt: die Ausstellung von Heimarbeiten.

Die erste wurde von den freien Gewerkschaften Deutschlands beim Heimarbeiterschutzes-Kongress 1903 veranstaltet. Diese regte eine Veranstaltung in größerem Stil an: die Heimarbeitsausstellung im Januar und Februar 1906 in der alten Akademie zu Berlin. Bei den Arbeiten war auch der dafür bezahlte Lohn angegeben.

Das schlug ein! Durch den Besuch der Kaiserin wurde die Ausstellung „Mode“, sogar Staatsminister kamen und erklärten, hier müsse geholfen werden, und es sind Schritte im Gange.

Was in Berlin geschah und Erfolg verspricht, das sollte bei uns nachgeahmt werden. Für die Heimarbeiterinnen ist es gewiß noch nötiger als für allerlei Firlefanz beim Militär — sogar für die Landeswehr; denn wenn unsere Töchter und Frauen serbeln, dann giebt's keine rechten Wehrmänner. Ob das dem Kriegsminister wohl einleuchtet? Die Arbeiterinnenvereine aber sollten sich lebhaft dafür interessieren und dabei mithelfen.

Hermann Greulich.

Die wirtschaftliche Befreiung der Arbeiterklasse ist das große Ziel, dem sich jede politische Bewegung unterzuordnen hat.

Karl Marx, Redakteur der Statuten der Internationale.

Feuilleton.

Eine Auseinandersetzung.

Es war ein Sonntagmorgen im letzten Herbst. Ich war abends zuvor an der Gründungsfeier der Baumwollspinnereiarbeiter in Derendingen gewesen und fuhr nun in aller Frühe an den neuen Versammlungsort.

In Herzogenbuchsee mußte ich umsteigen — eine halbe Stunde Aufenthalt. „Gut“, denke ich, „das gibt prächtig Zeit zum Morgenessen“, und setze mich im nahen Restaurant hinter den Tisch.

Wie's Sonntag um 1/8 Uhr morgens in einer Gaststube aussieht — wie frohig und kalt, davon weiß nur der zu erzählen, der so von Ort zu Ort rollend, auf diese öden Dinger angewiesen ist.

Die Kellnerin schlürfte heran, übernächtigt — käseweiß, wie wir bei uns sagen. Ordentlich leid tat mir das arme Ding — man weiß ja, wann sie „Samstag abends“ zu Bett kommen.

Ich bestellte einen Riter Milch und zwei Eier — bestellte mit der Bangigkeit des einzigen Gastes in der Sonntagsfrühe, mich innerlich verwünschend, überhaupt ein Frühstück zu brauchen, überhaupt hergekommen zu sein — und zwei unausgeschlafene Menschenfinder für meine Bedürfnisse in Bewegung zu setzen.

Was erwarten die Arbeiterinnen von einer schweizer. Unfall- und Krankenversicherung?*)

1. Die völlige Gleichstellung der Frauen als Rassenmitglieder. Gleiche Rechte und Pflichten wie die männlichen Versicherten.

Es ist nicht wahr, daß Frauen dem Kranksein mehr unterworfen sind als Männer (Statistische Erhebungen von Schuler, Burckhardt u. f. w.)

Die Versicherung erfüllt ihre Aufgabe nur dann, wenn sie sich über beide Hälften der Bevölkerung gleichmäßig erstreckt.

Es ist unrichtig, daß Frauen die Rassen stärker belasten als Männer (Erhebungen von Heym).

Es gibt keine Rasse, die es zu bereuen gehabt hätte, die Versicherung der Frauen eingeführt zu haben.

Die Frauen bilden im Gegenteil ein neues Rekrutierungselement für die Rassen.

2. Energische Förderung der Wöchnerinnen-Versicherung.

Vollständige Entschädigung für die Zeit des Wochenbettes.

Entschädigung der ganzen 6 Wochen der Schonzeit nach der Niederkunft (Fabrikgesetz).

Ganze, ordentliche Leistung der Krankenkasse auch während der zweiten Hälfte der 6 Wochen nach der Niederkunft, im Gegensatz zum bundesrätlichen Entwurf, der nur für 20 Tage nach der Geburt eine ganze Mindestleistung vorsieht.

Wir erwarten diese Mindestforderungen der Wöchnerinnenversicherung im Interesse einer völligen Wiederherstellung der Wöchnerin (Ruhe, ausreichende Nahrung) und im Interesse der Pflege des Kindes.

Diese Mindestforderungen werden von uns arbeitenden Frauen mit allem Nachdruck geltend gemacht.

R.

*) Dies ist ein kurzer Auszug aus der verdienstvollen Arbeit unserer Genossin Reichen; wir werden den ganzen für uns Frauen außerordentlich wichtigen Artikel in No. 2 der „Vorkämpferin“ veröffentlichen.

Aber, wie um mir mein Gewissen zu beschwichtigen, kamen da in die leere Wirtsstube hinein zwei neue Gäste, setzten sich geräuschvoll an den Tisch in der andern Ecke und riefen laut nach Bier und Wein.

Und kaum war das Gewünschte da, so fuhren sie in ihrem, offenbar nur während des Eintretens unterbrochenen Gespräch fort.

„Ja, die Hergottsdonnere!“ schimpfte der Eine — und tat einen Zug.

Ich blickte schnell von meinem Teller auf und sah mir den kleinen untersehten Sprecher an: er sah aus wie ein in städtische Kleidung gekleideter mürrischer Bauer, unterseht, mit viereckigem, cholerischem Kopf.

„Wenn sie doch nume-n-o wüßte, was sie mache, die dumme Hagel!“

Jetzt paßte ich wirklich auf, ich gestehe es gerne. Uebrigens hatte ich nichts anderes zu tun und mußte auf mein Frühstück warten.

„Da schimpfe sie gäng über-e-glyne Verdienst; aber dr'zue gäng abe mit der Arbeitszht wei sie, gäng abe, die dumme Donnere!“

Alle Wetter, die Unterhaltung wurde von dem wütenden Herrn laut genug geführt in der hallenden Stube! sie konnte füglich für Gemeingut gelten, und darum nahm ich still mein kleines schwarzes Tagebuch hervor — wer mich kennt, der kennt „es“ auch — und fing an zu notieren.

Im Land herum.

Die Kindsaussetzungen und Kindsmorde häufen sich in erschreckender Weise.

Wie tief zerrüttet, wie faul bis ins Mark muß eine Gesellschaft sein, in welcher das Elend die Mutter soweit treibt, sich ihrer Kinder zu entäußern!

Zuerst fand man in Bern diesen Winter ein Kind im Schnee, dann ein anderes in der Ostschweiz in einer Jauchegrube, eins steckte dieser Tage in einem Abort in Zürich, zwei andere fand man im Wasser.

Nun schimpfen unsere Moralprediger und -predigerinnen auf die „entmenschten Mütter“ — und die Staatsmaschine setzt sich in Bewegung, um die „Uebeltäterinnen“ zu finden und zu „richten“.

In einer auf vernünftiger Grundlage aufgebauten Gesellschaft aber könnte es solche verzweifelte Mütter gar nicht geben!

Besser wär's schon, in Zeiten, wie der heutigen, keine oder doch nur wenige Kinder zu haben.

Jahraus, jahrein leben die Frauen in Angst und Sorge — will man sich aber einmal von einem Fachmann z. B. von Professor Forel, aufklären lassen über die am wenigsten nachteilige Art der Einschränkung der Kinderzahl, dann verbietet der Staat die Versammlungen (Lausanne) oder läßt sie unter polizeiliche Ueberwachung stellen (Thurgau).

Der Staat braucht eben Kanonensfutter; er will Kinder — aber für sie sorgen oder uns Frauen in unseren schlimmsten Zeiten durch eine anständige Mutterschaftsversicherung wenigstens helfen, das will er nicht — dazu hat unser Staat kein Geld.

Für Bureaupaläste dagegen und für Kanonen, da langt's!

Ueber Dienstbotenmangel wird jetzt wie der allgemein geklagt. Und es stimmt auch! Die jungen Mädchen sind nachgerade so aufgeweckt, daß sie sich nur noch im äußersten Notfall zum Beruf der Leibeigenen verstehen können.

Und da wird alles Lamentieren nichts d'r an ändern. Unser Privat-Haushaltungssystem ist veraltet und verknöchert. Die einzige rationelle Lösung ist die **Haushaltungsgenossenschaft**, wie sie sich

„Gäng schimpfe sie! — profit! — gäng! und dänke nid, daß me so dalzt, wie me sich bettet!“

Zustimmung brummend, saß der Begleiter lang und krumm auf seinem Stühlchen. Er sah aus wie ein besserer Handwerksmeister auf dem Land und starrte in sein Glas, dem andern zuhörend: „Das glaube-n-i wohl, daß sie niene hie chöme mit ihrem Böhnli! sie bruche äbe z'viel! wil sie viel z'viel frei! Zyt heil!“

Zustimmung.

„D'Böhn sy früeler wol chlyner gsi. Aber me het länger g'schaffet und het nid sövel 'brucht. Jez aber wei sie gäng minder und minder schaffe — und der Lohn sött gäng größer wärde, pärseh!“

Zustimmung und profit!

„Je chürzer d'Arbeitszyt, desto meh bruche sie — u we's de nid längt, wird g'schumpfe uf d'Udennähmer u d'Meister u-a-alli rächte Lüt!“

Würde sie e chly länger schaffe — nid nume verdiente sie meh, aber sie bruchte weniger — u wäre z'friede — u-n-a-userein o.

Oder isch's öppe nid wahr? bruchte sie nid weniger? brucht eine öppe-n-öppis, wenn er a sym Wärdtisch steit u schaffet? Er het keni Wünsch, er het keni Gedanke, keni Bedürfnis — er brucht nit u verdient no d'r zue!“

Zustimmung.

in Amerika schon längst eingebürgert hat und wie sie in allen Ländern Platz greift, wo die Industrie und damit die Frauenarbeit sich entwickelt.

Gemeinsame Küche zu machen und gemeinsame Kuchengeister anzustellen, haben ein paar Damen der „besseren Familien“ Neuenburgs beschloßen, nachdem im „Anzeiger“ Tag für Tag massenhaft Stellenangebote — und keine Stellengesuche standen.

So ist's recht! Die „Rot“ wird schließlich die Herrschaften treiben, wohin zu kommen sie sich mit Händen und Füßen wehren: „Zur Aufhebung des Privathaushaltes, und die im Hause tätigen Frauen und Mädchen werden nicht mehr abhängig sein von den Launen einer Herrin, sondern werden zu rechtbezahlten und nach Verdienst geachteten Berufsarbeitern.“

Die Uhrenzeigermacherinnen von Chaux-de-Fonds stehen in Lohnbewegung. Wir erhalten soeben vom Vorstand einen Privatbrief, der von dem prächtigen entschlossenen Verhalten dieser Arbeiterinnen Zeugnis ablegt. Die Zeigermacherinnen haben sich vor zwei Jahren gewerkschaftlich organisiert; seitdem haben sie Mitglieder und Mittel gesammelt, gearbeitet, wie die Bienen.

Wir wünschen unseren Kameradinnen von Herzen einen vollen Erfolg!

Der Schuhkönig Bally ist nun endlich vor aller Welt enlarbt.

Vor zwei Jahren wurde in der Fabrik Schönenwerd die erste Organisation gegründet.

Von den Schwierigkeiten der Einberufung wollen wir nicht reden, nicht davon, daß man unseren Flugblattverträgern die Flugblätter aus der Hand riß und stahl.

An der öffentlichen Versammlung waren damals von den Herren selbst auch welche anwesend. Unter ihren Augen wurde die Gewerkschaft gegründet — wir haben sie in der Diskussion förmlich zum Wort aufgemuntert.

Sie schwiegen und erweckten bei den Arbeitern dadurch den Eindruck, als hätten sie gar nichts gegen die Organisation.

Dann aber begann die systematische hinterlistige Wühlarbeit und nach einem Jahr hatte der „arbeiter-

„Aber da druf chöme die dumme Lüt nid, daß d'ir d' Verlängerig vo dr' Arbeitszyt uf einisch die ganz soziali Frag g'löst wär! Nei, gäng chürzer, gäng chürzer schaffe — u gäng meh, gäng meh bruche — das macht äbe d' Unzufriedenheit — sie hei vo allem nit u mir wärde d'rby ruiniert — u das gyt de äbe der Klassehag!“

Zustimmung!

„U-n-i säge's no einisch! Verlängerig vo der Arbeitszyt — u de hört die ganz Unzufriedenheit uf!“

Profit!

Da kam die milde Kellnerin wieder herein und brachte mir mit vergähntem Gesicht mein Morgenessen.

O du grundgütiger Himmel! Das hier, das war jedenfalls eine der Millionen der „Zufriedenen“ — eine, die vor lauter Arbeitszeit zum Denken und Wünschen und Bedürfen gar nicht Zeit hatte! Das war also der Idealmensch von dem Herrn da drüben!

Ich legte mein kleines schwarzes Büchlein neben die weiße Tasse. „Den interessantesten Teil der Ausführungen werde ich ja nun wohl haben,“ dachte ich mir, und vertiefte mich in mein Frühstück. Und das tat ich umso angelegentlicher, als ich merkte, daß die beiden Männer mich sonderbaren Gast zu mustern begonnen hatten.

Es war den braven Land-Bürgern auch nicht zu verdenken:

Wir wollen den Achtstundentag!

Wir wollen den Weltfrieden!

freundliche“ Schuhkönig die freie Organisation quasi in eine gelbe Gewerkschaft umgewandelt. Herr Ballh verfaßte die Statuten und eine Arbeiterkommission wurde eingesetzt, aber, wie sich jetzt für alle Welt herausstellt, nur zum mit dem Kopf nicken.

Als sie einmal nicht wollte, wie Herr Ballh wollte, flogen die Kündigung. Da sind den armen genarrten Kameraden endlich die Augen aufgegangen und sämtliche Zwicker haben aus Solidarität mit den Gefündigten die Arbeit eingestellt.

Nun ist Streik in den Riesenfabriken von Schönenwerd! Das gibt eine Maifeier dort, wie noch nie!

Herr Ballh hat zur Propaganda noch ein Uebriges getan und hat den jungen Fabrikarbeiterinnen, deren Brüder im Streik stehen, gekündigt!

Mehr kann man wirklich nicht verlangen!

Die Konsumladenfräulein von Biel werden alle miteinander am Maifestzug mitmarschieren.

Infolgedessen bleiben sämtliche Konsumablagen Biels am 1. Mai geschlossen. Bravo!

Wenn Frauen sich streiten, kommt manchmal aus, was man sonst nicht gewußt hätte. Da standen lechthin auch zwei vor dem Zürcher Obergericht und der Advokat der einen Frau, um seine Klientin in ein gutes Licht zu stellen, erklärt:

„Meine Klientin ist eine brave Frau, die als Heimarbeiterin im Monat 70—80 Franken verdient mit Tüchlein säumen, trotzdem für das Duzend nur 12, 14, 16 bis 20 Rp. bezahlt wird.“

Jetzt wissen wir's von einem Advokaten — und noch dazu von einem bürgerlichen: **6000 Tüchlein** kann eine tüchtige Heimarbeiterin im Monat säumen, und dabei ganze 80 Franken erschnitten. Wen diese Seidentüchlein nicht in die Finger brennen!

Ein Bild aus unsern Tagen. In Burgdorf lebt eine arme Witwe, die für sich und ihre Kinder das harte Brot verdient und — wie noch so viele Mütter in unserm schönen Land der heiligen „Ordnung“ — auf Arbeit geht.

Die arme Mutter hat, um das Unglück größer zu machen, unter den Kindern ein Schwachköpfiges, das natürlich tagsüber sich selbst überlassen bleibt.

Dieses Publi nun kommt am Milchkarren vom

eine Frau, und noch dazu mit kurzem Haar, in einer Gaststube, allein, an einem Sonntag und so früh! — nein, man konnte ihnen wirklich ihr Erscheinen nicht krumm nehmen — und auch nicht ihre leisen Bemerkungen.

Aber holla! da ging's ja wieder los!

„Die Lüt, die häme o gar nid uf die dumme Gedanke! Aber sie würde äbe verhekt, pärse! Wo Bärn obe-n-abe häme die Wühler u mache sogar ufem Land ufse d'Lüt störrisch und unläntsam.“

Donnerwetter! ich setzte meine Tasse behutsam nieder! Das klang ja wie mit Absicht laut gesprochen!

Und recht genau sehe ich mir nochmals den kleinen erbosten Herrn an. Richtig! Wie wir uns so mit den Augen aufs Korn nehmen, spielt er seinen Trumpf aus:

„Sogar Frauzimmer schide sie asange ga im Land ume fahre u d'Lüt hinderenand reise!“

Ich war schamlos genug, mich jetzt wirklich zu amüsieren. Das Gesicht des ereiferten Mannes hatte ich schon einmal irgendwo gesehen, aber wo? wo? Man sieht Hunderttausende von Gesichtern! — war's in einer Versammlung? war's in der Eisenbahn? war's bloß eine Witzblatt-Karikatur, an die hier so vieles, vieles anklang? —

— Da ertönte vom Bahnhof her ein Signal: mein Zug mußte in 3 Minuten erscheinen. Ich zahlte und ging. Und im

Milchhändler Oberli vorbei und sieht sich den Hund an — ein armes geplagtes Geschöpf. Denn bei uns im Kanton Bern, müßt Ihr wissen, werden die Milchkarren noch von Hunden gezogen, das ist bei uns so in der „Ordnung“.

Was mag nun in dem Gehirnen des schwachköpfigen Kindes vorgegangen sein, als es neben dem wartenden Wagen stand und den Hund betrachtete? — Kam ihm vielleicht die Erinnerung an rohe Worte und Fußtritte, die es den Hund hatte ertragen sehen? oder fand es, wenn der arme Hund doch gerade nicht ziehen, sondern warten müsse, brauche er doch nicht in den harten Lederriemen zu liegen, sondern solle ein wenig Ferien haben?

Wahrscheinlich formte das Kind gar keinen Gedanken, sondern löste, von Gefühlen der Liebe und des Mitleides ergriffen, dem Hund die Riemen, um mit ihm ein wenig spazieren zu gehen.

Da sollte aber das Kind bald handgreiflich erfahren, daß Liebe und Mitleid nicht in der „Ordnung“ sind. Der Kraftmensch Milchhändler Oberli kam daher, prügelte den schwachköpfigen Knaben auf ganz unmenschliche Weise und zog ihn an den Ohren, bis sie bluteten.

Als die Witwe am Abend von der Arbeit heimkam, fand sie das Kind mit blutunterlaufenen Stellen und so hatte sie zu allem übrigen nun auch noch den neuen Jammer.

Nun ist ja richtig, daß nicht jeder Talent zum Erzieher hat — also auch der Milchhändler Oberli nicht.

Aber in unsern Tagen, wo wir alle unter einem Staat seufzen, der Geld nimmt von uns allen, aber nichts tut für seine Witwen, Waisen und Pflegebedürftigen — in einer solchen Zeit, meinen wir, sollten sich alle arbeitenden geplagten Menschen stillschweigend verbinden und einander das Leben erleichtern.

Wer das nicht tut, der ist einfach ein Rohling — und er verdient den Boykott.

Noch eine solche Rohheit, und die Frauen und Arbeiterinnen Burgdorfs werden sich zu rächen verstehen. Es gibt glücklicherweise auch noch andere Milchhändler, Herr Oberli!

Eidgenössisches Versicherungsbudget: 7 Millionen Franken.

Eidgenössisches Militärbudget 1907: 40 Millionen Franken.

Vorbeigehen sah ich mir nochmals JH an, den neuen Blutarch, der die soziale Frage löste, so im Handumdrehen — durch Verlängerung der Arbeitszeit der ändern.

Raum saß ich im Wagon, da hatte ich's!

Alle Wetter, das war ja unser kleiner Zigarren-Fabrikant aus Oberburg!

Das war ja der Mann, dessen Arbeiterinnen der Lebens- und Genußmittelarbeitergewerkschaft Burgdorf und Umgebung angehörten.

Der Mann, dessen Arbeiterinnen den ganzen Sommer 1906 in Bewegung standen, um eine Erhöhung ihres jämmerlichen Mfordlöhneins, bei welchem sie es in einer ganzen Glockenstunde angestrengter Arbeit auf ganze 15 Rappen bringen! Bitte, 15 Centimes!

Der Mann mit den ganzen zwei Handtuchern in der ganzen Fabrik, und dem absoluten Mangel an Wascheinrichtung.

Widmer u. Cie., dessen Keflame wir hiemit besorgen! Der Prinzipal der Oberburger-Tabak-Fraueli, die sich so wahrhaft den Zehnstundentag erkämpft haben. Daher also die Wut!

Ach ja, Herr Widmer und Gefinnungsgeoffen!

Wir brauchen wirklich mehr, wenn wir mehr freie Zeit haben!

Und wir würden noch viel mehr brauchen, wenn wir noch mehr freie Zeit hätten!

Wir wollen die ökonomische Befreiung! Die wirtschaftliche Republik!

Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.

(1. Mai 1907.)

Heiri: Los, Mütterli, worum häd ä de Vatter hüt sint Sunntigkleider aglett und worum machet's ä de ganz Tag Musik i der Stadt umenand?

Liseli: Und ich wett wüsse für was daß alli die Manne und Fraue, wo hüt i fettige Hüfe uf der Straß ume glofe sind, so fürzündelroti Bändeli a de Tischöpe gha händ, das händ's doch susch nöd, gäll Muetter?

Hansli: Ja, und im Sihhölzli ist amal wieder eine ufstande und häd öppt's gsaib und dann händ alli andere bravo g'rüeft und g'klatschet. Und Manne und Fraue sind umegsprunge mit rote Zitige und händ uf alli wo ume gstande sind oder wo Bier trunke händ l'gredt, sie solled ene eint abkaufe. — Gäll Muetter, du chunscht is cho verzelle, worum de Vatter hüt nöd isch go schaffe, 's isch doch kän Sunntig und worum d'Musik gsi ist und alles?

Muetter: Ja, mini Chind, chömed jezt alli vieri, mer sitze um de Tisch ume mitenand und ich will eu jezt verzelle, was der erscht Mai für eus armi Lüt für e Bedütig häd. — Ihr wüßed ja, daß euse Vatter Tag für Tag i d'Fabrik gah, daß er uffert eme Sunntig 's ganz Jahr bei Ferie häd und daß er jede-n-Abig schüll müed ist, wänn er sint 10 Stund schwer g'schaffet häd. Ihr g'sehnd au, wie-n-ich vom Morge bis in all Nacht inne a der Maschine sitze und mir schier 's Herz zum Lib ustrampe, daß i mini 40 Paar Hösli d' Wuche dur fertig mag und am Samstig am Herr Gibisnüd chann ablesere. Ihr wüßed au wohl gnueg, daß ich mängs mal lieber eu würd e schöns Gschichtli verzelle oder mit eu go en Spazegang mache als dämäg schaffe — aber i cha nöd und de Vatter chan au nöd. Warum? Will mer suscht alli mitenand trurig müesteb verhungere! —

Aber jezt wüßed ihr au, daß es viel ander Lüt git, wo 's schöner händ als mir, zum Bispiel de Herr Gibisnüd, zu dem de Heiri und 's Liseli amig zämme gönd go fergge; dä häd es großes Huus am See vorne, wo-n-er mit finer Frau und fine Chinde

ganz allei drin wohnt. Sie äßed alli Tag e paar mal Fleisch, und nöd öppe nu Rospfisch, wie wir amene Sunntig, sondern Schäfis und Schinke und Bratwürstli wie-n-ihrs amigs amene Geburtstag überchömed, dürfed di säbe Chind all Tag Znüni ha. — D' Frau Gibisnüd mueß sie nöd halbe z' tod maschinele, wänn sie Gluscht häd cha sie nu säge: „Jezt wett i Guutsche fahre“, und dann stah scho es Fuehrwert mit zwei Rößli vor der Huustür und sie brucht nu i z'fite und cha umefahre soviel sie will, 's wird diheim gleich g'kocht und d'Wösch mached ander Lüt für sie, das chunt ihre nöd a d' Finger ane.

Aber wüßed ihr jezt au, worum 's Gibisnüde so es Herreläbe händ? — Das will ich eu jezt emal säge: Will eueri Muetter und na viel hundert und tuusig Fraue vom Morge bis Nacht für sie maschineled. De Herr Gibisnüd git jeder Frau fürs Paar Hösli e paar Rappli — und er sälber aber verkaufte die gltche Hösli für e paar Fränkli, und er verkaufte 's Jahr dur Millione und Millione vo Hösle und alli Fränkli bhaltet er für sich, statt daß er dene-n-arme Fraue, wo d'Hösli gnähet händ, au öppis dervo gäb. Und us all dene Fränkli, die elgetli vo rächtswäge dene Fraue g'hörteb, häd er sich das groß Huus boue und d' Rößli zue ta. Und wänn emal e so es Fraueli, wo dihome e Stube voll hungerigi Chind häd, seib, sie wett halt au Fränkli zum Brod kaufe, dann wird de Herr Gibisnüd grad taub und jagt sie furt und mag ere nöd emal meh d' Rappli gönne, und dann müends dihome na meh Hunger ha als vorher. — Ihr werbed jezt säge, de Herr Gibisnüd sei aber en ganz en schlächte Mänsch, und g'sehnd ihr Chinde, da händ ihr au vollkomme Rächt. Aber er isch nöd der einzig, wo e dämäg isch, alli die Herre, wo Fabrike händ, macheds fels Haar besser mit ihre-n-Arbeitere, sie gänd jedem e paar Rappli und d'Fränkli bhaltet alli für sich.

Und um jezt uf der erscht Mai z'cho: alli die Fraue und Manne mit dene rote Bändeli, wo ihr hüt g'seh händ, sind Arbeiter, wo für sonigt Herre wie de Herr Gibisnüd schaffed, und hüt sind sie zämme cho und händ

Und wir erachten es sogar für das größte Unglück, daß die Leute so wenig Zeit haben, daß sie nichts oder fast nichts brauchen!

Und daß diese Leute mit solchem Hundedasein zufrieden sind — eben weil sie keine Zeit haben, weil sie „an ihrem Arbeitstisch stehen und werken — und keine Wünsche und keine Gedanken und keine Bedürfnisse haben“ — das erachten wir sogar als das allergergröste Unglück!

Seht, Ihr Herren Unternehmer, Meister und „rechte Leute“! Uns will eben scheinen, als würde die soziale Frage durch Verlängerung der Arbeitszeit nicht gelöst!

Uns scheint, daß in dem Moment, wo nach Euereu Prinzip verfahren und die gesamte Menschheit alle ihre wache Zeit hindurch ins Arbeitsgeschirr gestellt würde, diese Menschheit vielleicht wohl noch einige Zeit produzieren — aber nichts mehr oder fast nichts mehr konsumieren würde — eben weil sie ja nichts mehr brauchte, Ihr Herren!

Dann würde die gesamte Menschheit uur für Euch Wenige zu produzieren brauchen — d. h. Ihr Wenigen müßtet alle Kleider abtragen, alle Häuser bewohnen, alle Lebensmittel essen, alle Zigarren rauchen — auch die schlechten, Herr Widmer!

Das dürfte man Euch Wenigen aber gar nicht zumuten, es würde Euch ja schlecht werden vor all dem Konsumzwang.

Also, da Ihr doch nicht leiden dürftet, Unternehmer, Meister und „rechte Leute“, so würde man eben weniger produzieren — d. h. man würde einfach aufhören zu produzieren und die gesamte arbeitende Menschheit würde sich begraben lassen — von Euch, Ihr Herren; denn Ihr wäret ja wohl die, die es am längsten aushielten! Euch aber würde nachher niemand mehr begraben! Und damit wäre die soziale Frage dann allerdings gelöst.

Seht Ihr, wohin wir kommen mit Euereu Prinzip?

Zur General-Krise — zum Tod!

Euer Prinzip ist, daß möglichst viele möglichst wenig brauchen! am liebsten gar nichts — damit für Euch Wenige möglichst vieles bliebe, am liebsten alles!

Seht Ihr, daß wir mit Euereu Prinzip alle miteinander verkommen? alle miteinander, Ihr auch?

Darum denkt ein mal nach, ob nicht nach unserm Prinzip die große Frage sich für alle vorteilhafter löse, für Euch als Menschen auch:

Wir wollen für möglichst Viele, Alle — möglichst Vieles, Alles.

Wir suchen darum schon jezt bei möglichst Vielen die Bedürfnisse möglichst zu steigern — damit alle Menschen viel brauchen und für sich selber auch produzieren können.

versproche, sie welle all mit enand derfür Sorge, daß das Regiment mit bene Fabrikherre abgschafft werdi, sie händ sich hüt versproche, sie welle all zämmeftah und enand hälfe, daß nümme die eine Lüt im Ueberfluß läbed und die andere vor Hunger stärbet — churzum sie wänd mache, daß es alle Mänsche guet göng uf der Wält. Und am lerschte Mai rüefed sie der ganze Wält zue, sie welle 's Glück nöd nu für e paar, sondern für all, Fraue, Manne und Chind!

Geirt: Oh Muetter, ich wett ich wär scho groß, daß i au scho chönt mithälfe — ich würd dann am erschte Mai au alle bene viele Lüte zuerede, sie solle nu rächt tapfer si.

Liseli: Und gäll Muetter, ich dörf dann au e so en schöne rote Fahne träge?

Hansli: Und ich will Trumpete blase und trummle, daß es di ganz Wält ghört, und gäll, de Mari dörf dann es Täfel träge, wo druf stah, mir welle au all Tag Bratwürstl Znüni! —

Muetter: I ghehe, ihr händ mich rächt verstande, und wänn ihr's e so guet im Sinn händ, dann gönd mir ganz sicher au ere schöne frohe Zukunft entgäe. Hedwig Brupbacher.

Die Erde ist das gemeinsame Eigentum aller Menschen.
Papst Gregor der Große.

Wozu die Streiks?

Unser Genosse Dr. Tobler hat am 6. März im Töchterbildungsverein Zürich über diese Frage gesprochen, und seine Ausführungen sind so wertvoll, daß wir sie gerne unsern Freundinnen zur Kenntnisaufnahme und ev. Diskussion unterbreiten.

Die Hauptforderungen der streikenden Arbeiter waren bis jetzt:

1. Die Lohnerhöhung und
2. Die Verkürzung der Arbeitszeit.

Was die Lohnerhöhung anbetrifft, so ist sie meistens geradezu zur Notwendigkeit geworden, wegen der kolossalen Verteuerung der Wohnungen und Lebens-

Die Kraft der Industrien — also der Produktion — beruht auf der Verbrauchskraft der Milliarden von Einzelmenschen. Zum Beispiel die Tabakindustrie, Herr Widmer, bedarf der Raucher, recht vieler Raucher, nicht wahr?

Wenn nun aber alle Ihre Kunden eine so lange Arbeitszeit hätten, daß sie nachher vor Müdigkeit nicht mehr rauchen könnten — dann würde niemand Ihre Zigarren rauchen, niemand! — ausgenommen, Sie ließen nur ganz feine Zigarren machen, für die Unternehmer (die ja immer Zeit hätten!). Aber das wäre ein kleiner Kundentkreis! Ihre Zigarren würden also liegen bleiben, niemand würde sie rauchen — die Tabakindustrie überhaupt würde auf ein Winziges zusammenschrumpfen — und das wäre schließlich nicht einmal ein so großes Unglück, meines Erachtens.

Tragischer ist schon, daß es allen andern Industrien ähnlich gehen würde — und das müssen wir verhindern!

Ihr würdet die Industrien, die ganze Produktion ruinieren, wir müssen sie retten!

Darum gehen wir umher und machen alle unzufrieden!

Darum verlangen wir für alle mehr Zeit, damit sie mehr brauchen lernen.

Darum machen wir die Leute — störrisch und unlenksam — sie sollen denken, sie sollen wünschen, ja!

Sogar auf dem Land und sogar die Frauen — und die erst recht, die erst recht!

Margarethe Faas.

mittel. Diese Forderung ist also eine Folge der Teuerung der Lebensbedürfnisse und nicht umgekehrt, wie man in bürgerlichen Kreisen so oft sagen hört, die Steigung der Lebensmittelpreise eine Folge der Lohnerhöhungen.

Die Verkürzung der Arbeitszeit ist für das körperliche sowie das geistige Leben des Arbeiters von großer Bedeutung. Unser Arbeiter befindet sich auf einer Stufe, wo er sich mit Arbeiten, Essen und Schlafen allein nicht mehr zufrieden geben will, auch er fängt an, sich mehr und mehr als Mensch zu fühlen und als solcher macht er Anspruch auf etwas freie Zeit, über die er nach seinem Gutdünken verfügen kann, wo auch er Gelegenheit hätte, sich weiter zu bilden und sich Lebensgenüsse zu verschaffen, die bis anhin nur dem Bemittelten zugekommen sind. Der Wunsch nach Freiheit, Freude und Bildung fängt an stark und immer stärker zu werden.

Nicht nur aus den zwei angeführten Gründen müssen die Streiks immer häufiger werden, sondern es ist noch ein dritter Grund vorhanden, dem wir ganz besondere Aufmerksamkeit schenken müssen.

Wir denken hier an die Streiks, die geführt werden um die Wahrung der Menschenwürde. Gerade hier haben die Arbeiter die beste Gelegenheit, ihre Solidarität zu beweisen. Wenn irgendwo ein Arbeiter schikanert oder schlecht behandelt oder aus irgendwelchen unzulänglichen Gründen entlassen wurde, so standen seine Arbeitsbrüder zusammen und erklärten: „Wir nehmen die Arbeit nicht eher wieder auf, als bis das Unrecht wieder gut gemacht ist.“ In einem solchen Falle handelt es sich keineswegs um materielle Erfolge, die Genossen treten aus rein menschlichem Solidaritätsgefühl zusammen in den Kampf und ohne direkten persönlichen Gewinn nehmen sie all die Entbehrungen, die ein Streik für sie und ihre Familie mit sich bringt, ohne Bedenken auf sich. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit zeigt sich hier in seiner reinsten Form. Vielfach nehmen solche Streiks einen großartigen Umfang an und haben speziell in Italien, wo sie am häufigsten sind, sich schon über das ganze Land ausgedehnt und dabei allerdings mehr die Form einer bloßen Demonstration angenommen. Wir hatten im Jahre 1904 ein schönes Beispiel dafür. In Mailand, Rom, Neapel, Genua, Venedig und hunderten von Kleintern

Die Unterzeichnete abonniert sich auf:

Die „Vorkämpferin“

zum Preis von Fr. 1.—, pro Jahr.

Name:

Ort:

Genaue Adresse (Straße)